

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 242. Bromberg, den 23. Oktober. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

7.

Von nun an begann für Raffaele ein neuer Lebensabschnitt: Nicht mehr, wie bisher, stand er ganz einsam und ohne alle Beziehungen in der Welt. Er war nun mit einmal in einen Kreis von Menschen getreten, die an seinem Leben einen gewissen Anteil nahmen und die sich auch von seiner Tätigkeit für ihre Zwecke etwas versprachen. Nicht mehr planlos, alles dem Zufall überlassend, ging er von nun an durchs Leben, sondern mit einem festen, unverrückbaren Ziele vor Augen, — mochte dieses Ziel auch noch so seltsam beschaffen sein.

Am nächsten Morgen fand er sich zum Unterricht in der Tentella-Gasse ein. Der „Professore" führte ihn in einen saalartigen, mit Steinfliesen gepflasterten Raum, wo schon ein Dutzend Jungen im Alter von acht bis vierzehn Jahren versammelt waren. Diese Schüler des Professore waren zum Teil elternlose Knaben, die er auf der Straße aufgelesen oder von gewissenlosen Verwandten gekauft hatte. Andere hatte er für eine Anzahl von Jahren von ihren armen Eltern gemietet, und wieder andere hatten sich ihm nach den üblichen Bedingungen seiner Anstalt freiwillig verdingt. In dem Unterrichtsraume stand kein einziges Möbelstück, sondern nur eine Anzahl lebensgroßer Puppen und einige sonderbare Apparate.

„Ehe du an die Vorübungen gehst", begann der Professore, zu Raffaele gewendet, „will ich dir erst einmal einen kleinen Überblick über die Technik des Taschendiebstahls geben: Vor allem merke dir als Grundregel, daß man niemals mit Daumen und Zeigefinger, sondern stets mit Mittel und Zeigefinger stiehlt. Man nennt diese beiden ausgestreckt und etwas gespreizt gehaltenen Finger den „Haken". Es kommt neben der richtigen Haltung dieser zwei Finger noch besonders darauf an, die Hand so schmal als möglich zu machen. — Also gib acht!" Er winkte einem kleineren Schüler. Der Junge trat an einen der Apparate, ein waagerechtes Brett, das an zwei dünnen Fäden aufgehängt war und in der Mitte einen schmalen Schlitz hatte. Durch diesen Schlitz mußte der Knabe so schnell als möglich seine Hand schieben und sie dann ebenso schnell wieder zurückziehen. Er wußte diese Übung so geschickt auszuführen, daß das schwebende Brett auch nicht in das leiseste Schwanken geriet. Ein zweiter, ähnlicher Apparat, für geübtere Schüler, trug an den Rändern des Schlitzes spitze Nägel, so daß jeder Fehlstoß empfindliche Stiche verursachen mußte.

„Erst wenn bei waagerechter, senkrechter und schräger Lage dieser verstellbaren Bretter die nötige Treffsicherheit und Biegsamkeit der Hand erzielt ist," fuhr der Professore fort, „beginnen die Übungen an den Puppen."

Diese Puppen, männliche und weibliche, waren mit den verschiedensten Anzügen — Mänteln, Jacketts, Blusen, Gehröcken bekleidet. Die Taschen dieser Kleidungsstücke enthielten Portefeuilles, Geldbörsen, Uhren, Zigarettendosen und ähnliche Gegenstände. Eine jede der Puppen stand auf einem dünnen elastischen Ständer, der sie bei unvorsichtiger Betastung schwanken ließ, wodurch sich sofort kleine Schellen, die überall an diesen Puppen angebracht waren, in Bewegung setzten. Und nun ließ der Professore durch einen der Schüler einer männlichen Puppe blitzschnell seine sämtlichen Taschen ausleeren, ohne daß auch nur eines der Glöckchen den geringsten Ton von sich gegeben hätte.

Dann mußten andere Schüler das Abknipsen von Handtäschchen und das Abschneiden von Pompadours zeigen, — erst die Vorübungen an besonderen Apparaten, dann die vollständige Ausführung an weiblichen Puppen. Der Professore überwachte alle Übungen mit einem drohend geschwungenen Rohrstöckchen, das bei dem geringsten Fehlgriff in Tätigkeit trat. — Schließlich wurde das Aufschneiden von Rocktaschen mit ganz kleinen, besonders geformten Messerchen vorgeführt. Es kam nur bei den hinteren Taschen von Gehröcken in Anwendung.

„Wenn du nun das alles beherrschst, so kannst du noch nichts als die Anfangsgründe des Taschendiebstahls," erklärte der Professore weiter. „Denn was nützt der schönste und geschickteste Zugriff, wenn er von anderen Passanten beobachtet wird. Die zweitwichtigste Technik beim Taschendiebstahl ist also demnach die Deckung durch die „Calonzi", die Taschendieb-Assistenten, welche unauffällig und im richtigen Moment so zu stehen oder vorbeizugehen haben, daß der Dieb vollkommen gedeckt ist. — Aber auch damit allein ist noch keine sichere Arbeit zu erzielen. Erst die Technik des Weitergehens oder Weiterwerfens macht die Arbeit zu einer perfekten. Der Dieb darf den gestohlenen Gegenstand nicht länger als eine Sekunde in den Händen behalten. Er muß ihn sofort an einen seiner Calonzi weitergeben, nötigenfalls hinter seinem Rücken aus dem Handgelenk zuwerfen. Das erfordert natürlich auch lange und sorgfältige Übungen. — Am besten ist es, mit einer größeren Anzahl von Calonzi zu arbeiten, so daß der gestohlene Gegenstand in wenigen Augenblicken schon durch drei oder vier Hände gegangen ist. Ein Taschendieb, bei dem die Polizei bei seiner Verhaftung einen gestohlenen Gegenstand findet, kann es getrost aufstecken. Er zeigt, daß er vollkommen ungeschickt zu seinem Berufe ist."

Auch diese Erläuterungen wurden gleich darauf in die Tat umgesetzt. Der Professore übernahm dabei die Rolle des zu Bestehlenden. Sofort, nachdem der erste Schüler ihm in die Tasche gegriffen hatte, packte er ihn — und wehe dem Jungen, wenn er die Beute noch in der Hand hielt; dann sauste der Rohrstock unbarmherzig auf die ungeschickten Finger herab.

Endlich, nachdem er noch eine lange Reihe guter Lehren erhalten hatte, durfte Raffaele mit den ersten Übungen am geschlitzten Brett beginnen. Der Professore stand neben ihm und kommandierte: „Schmaler zusammendrücken, die Hand! — — Schneller zustoßen! Wie der Blitz muß das gehen! — Nicht erst so lange zielen!" — Da stieß Raffaele in seinem Eifer gegen das Brett, daß einer der Fäden riß und es in der Luft hin und her pendelte. Seiner alten Gewohnheit

folgend, hatte der Professore seinen Rohrstock gehoben, um Raffaele auf die Finger zu schlagen. Doch da traf ihn ein so drohender und bösartiger Blick aus den Augen des Knaben, daß er innehielt, sich verwirrt abwendete und sich mit einem anderen Knaben zu schaffen machte.

Einige der neugierigen Mitschüler, die erwartet hatten, daß es auch bei Raffaele, wie bei jedem Neuling, besonders ausgiebige Schläge setzen würde, hatten den kleinen Vorfall wohl beobachtet. Als der Professore später für einige Augenblicke das Zimmer verließ, trat einer der Jungen auf Raffaele zu und sagte beherzt tuend: „Wir sollen uns eigentlich alle nicht mehr schlagen lassen! Was meinst du, wenn wir ihm das erklärten? Du könntest vielleicht in unserer aller Auftrag den Sprecher machen?"

Raffaele maß den Älteren mit einem spöttischen Blick. Dann sagte er, indem er wegwerfend auflachte: „Was geht das **mich** an, ob ihr euch schlagen laßt oder nicht? Das ist eure eigene Sache!" Damit drehte er dem Jungen den Rücken zu und ging von neuem eifrig an seine Übungen.

Als Raffaele am Abend in die Wohnung der Familie Cajazzo kam, fand er Donna Giuseppa in Tränen aufgelöst. Auch ihre acht Kinder heulten, dem Beispiel der Mutter folgend, stumpfsinnig vor sich hin, und selbst Carmela, von dem allgemeinen Schmerz angesteckt, schluchzte herzerbrechend, ohne zu wissen, weshalb.

Auf sein Fragen erfuhr Raffaele, daß Pasquale Cajazzo bereits an diesem Nachmittage seine lange Geschäftsreise hatte antreten müssen und daß es diese Trennung war, die der Frau so naheging. In seinem Drange, Donna Giuseppa, der er sich zu Dank verpflichtet fühlte, in ihrem Schmerze tröstend beizustehen, erklärte er sich bereit, die Nacht über bei der Familie bleiben. Aber hiervon wollte Donna Giuseppa nichts wissen. Und da Raffaele noch immer zögerte, zu gehen, sagte sie plötzlich: „Hör zu mein Junge. Es ist gefährlich für dich, noch länger hierzubleiben. Ich glaube, daß uns die Polizei heute nacht einen Besuch abstatten wird. Wenn sie dich hier finden, nehmen sie dich vielleicht als verdächtig mit; und wer weiß, wie das dann für dich abläuft. Du hast doch auch schon allerlei auf dem Kerbholz."

Da verstand Raffaele, was es mit der „Geschäftsreise" Cajazzos für eine Bewandtnis habe, und machte sich aus dem Staube.

Und Donna Giuseppa hatte recht vermutet: Während sie noch schlaflos auf ihrem Bette lag, hörte sie — es mochte gegen zwei Uhr morgens sein — unter schweren Tritten, die sich vergeblich zu schleichen bemühten, die Treppen knarren. Wenige Augenblicke darauf flog die Tür mit einem Krach in die Stube, und ein halbes Dutzend Polizisten mit vorgehaltenen Pistolen stürmten herein, um den gefürchteten Camorrachef „Pasquale den Krötenkopf" zu verhaften. Sie waren sehr enttäuscht, den Gesuchten nicht vorzufinden. Das Heulen der Kinder überschreiend, schwur Donna Giuseppa bei allen Heiligen, daß sie nicht wisse, wo ihr Mann sei, — daß er an diesem Abend ausgegangen und bis jetzt noch nicht heimgekehrt wäre. Die älteren Kinder wurden, eines nach dem anderen, von den Polizisten beiseitegenommen und ausgefragt. Aber es war nichts aus ihnen herauszubekommen.

Nachdem die Beamten die ganze Wohnung nochmals vergeblich durchsucht hatten, ließen sie einen Doppelposten zurück, um den Heimkehrenden abzufangen. Es war vergebliche Mühe. Der Gesuchte wanderte zur gleichen Stunde, schon viele Kilometer von Neapel entfernt, den Schluchten des Gebirges entgegen.

Die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch ging die Jagd der Polizei weiter. Über dreihundert Camorristen wurden verhaftet und hinter Gitter gesetzt.

Aber schon der übernächste Tag sollte den Prophezeiungen Don Filippos nur allzurecht geben: Die Händler und Marktfrauen, die Kutscher und Gepäckträger, die Fischer und Austernverkäufer, — das ganze gewerbetreibende kleine Volk Neapels, alle die Tausende und aber Tausende von Tributpflichtigen der Camorra hatten ihre Abgaben an die „schöne und geehrte Gesellschaft" nach einer Pause von nur einem Tage wieder wie immer zahlen müssen. Die Frauen und Geliebten der verhafteten Camorristen waren an deren Stelle erschienen und hatten die üblichen Prozente für den Geheimbund einkassiert. Widerspruchslos wurden sie ihnen gezahlt, und keiner der Tributpflichtigen wagte es, diesen weiblichen Anhang der Camorristen der Polizei zu verraten. So blieb denn in dieser Beziehung alles beim alten.

8.

Eine schwere Zeit lag hinter Rafaele: Viele Wochen hindurch hatte er sich täglich acht Stunden und länger in der Taschendiebschule, bald unter Leitung des Professore, bald allein für sich, den anstrengenden Übungen hingegeben und bei seiner Ausdauer und seltenen Geschicklichkeit bald alle übrigen Schüler dieses sonderbaren Instituts überflügelt. Aber während sich die anderen nach der ermüdenden Arbeit der Ruhe und Erholung hingeben konnten — da sie ja von ihrem Lehrmeister vollkommen erhalten wurden —, hatte Raffaele auch weiterhin durch Taschentuchdiebstahl seinen Lebensunterhalt verdienen müssen, denn es war ihm streng verboten, zum höheren Taschendiebstahl in der Praxis überzugehen, bevor nicht seine Ausbildung ganz vollendet war. So hatte er auch zunächst noch die Mitarbeit des Hehlers gebraucht und diesen nicht durch geringere Beute merken lassen dürfen, daß er nun andere Bahnen beschritt. Aber wenn er abends auch noch so müde gewesen und sich gern in dem Stadtviertel, wo er gerade seinen Geschäften nachgegangen, eine Lagerstatt gesucht hätte, so hatte er es doch nie versäumt — und war der Weg auch noch so weit gewesen — jeden Abend nach dem Lavinajo zu gehen, um nach seinem Schwesterchen zu sehen. Er selbst aber hatte nach wie vor bei warmem Wetter auf der Straße, bei kühlerem in einer Locanda geschlafen. Sein Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit hätte ihm nicht erlaubt, auch für seine Person Donna Giuseppas Gastfreundschaft anzunehmen.

So war jeder Tag für Raffaele mit Mühe und Arbeit ausgefüllt gewesen, und nicht einen Augenblick war ihm dabei der Gedanke gekommen, daß der Endzweck aller seiner Mühen und seiner Pflichterfüllung der denkbar schlechteste war: Diebstahl, Betrug und Verbrechen.

Die einzige Freude, welche sich dieses arme, durch die Verhältnisse mißleitete Kind in dieser schweren Lehrzeit gegönnt hatte, war, an schönen Tagen seine Tätigkeit nach der Villa Nazionale zu verlegen, um bei dieser Gelegenheit nach der kleinen Lucrezia auszuspähen, für die er seit jenem Tage, da sie ihn vor der Verhaftung bewahrt hatte, eine kindliche Schwärmerei empfand. Und er war glücklich gewesen, wenn es ihm gelang, in den Anlagen unter den spielenden Kindern seine kleine Retterin zu entdecken und ihr, hinter einem Baum oder Strauch halb versteckt, durch einen freundlichen Blick oder eine Kußhand seine Dankbarkeit zu zeigen. —

Drei Monate waren so unter angestrengtester Tätigkeit vergangen, als der Professore endlich erklärt hatte, daß die Ausbildung beendet sei. Doch nun hatte sich Raffaele erst die geeigneten Mitarbeiter suchen müssen, denn er wollte ja auf eigene Rechnung arbeiten, und die Schule stellte ihm daher keine Assistenten zur Verfügung. Er hatte nun unter den ihm bekannten Gassenjungen Umschau gehalten, vier der geschicktesten zu seinen „Calonzi" ausgebildet und sie dann gegen feste Löhnung und Gewinnbeteiligung angestellt.

Nun erst begann Raffaeles praktische Tätigkeit als „gelernter Taschendieb", und sie war von Erfolg gekrönt. Zwar gab es Tage, an denen es überhaupt nicht gelingen wollte, an ein Opfer heranzukommen, denn es gehörten besondere Umstände dazu, um einem Herrn unbemerkt die Westentasche oder die innere Brusttasche ausleeren zu können. Die beliebtesten Objekte von Raffaeles Tätigkeit waren Fremde, die vor irgendeiner Sehenswürdigkeit bewundernd stehenblieben, — kurzsichtige Herren, die auf der Straße ihre Zeitung allzudicht vor die Nase hielten, — geschwätzige Bürgersfrauen, die in ihrem Klatscheifer nichts anderes hörten und sahen, selbst nicht, wenn ihnen ihr Schmuck mit der Zange abgekniþst, ihr Pompadour mit der Schere vom Arm geschnitten wurde. An der Santa Lucia, am Meeresstrande, hatte ein findiger Kopf ein Fernrohr aufgestellt, durch welches er die Spaziergänger für zehn Centime nach dem Vesuv oder nach der Insel Capri blicken ließ. Mit diesem Manne schloß Raffaele ein Abkommen: Während ein solcher Naturfreund, das rechte Auge vor dem Fernrohr, das linke zukneifend, die herrliche Landschaft bewunderte, leerte ihm Raffaele die Taschen aus, gedeckt von seinen vier Calonzi, die ihn im Kreise umstanden und sich den Anschein gaben,

das Fernrohr zu bestaunen. Von der Beute erhielt dann der Besitzer des Instruments einen gewissen Prozentsatz. — Oft kamen Tage, an denen das Geschäft gar nicht gehen wollte. Dann griff Raffaele zu dem verzweifelten Mittel, einen künstlichen Auflauf hervorzurufen und in dem Gedränge nach Beute zu fischen. Aber die „Kundschaft", die sich bei solchen Gelegenheiten zusammenfand, war nicht eben die beste, und die Enttäuschung groß, wenn eine mühsam gestohlene Brieftasche bei näherer Untersuchung nichts enthielt als „Passionen" und „Eier", wie die Taschendiebe in ihrer Sprache Liebesbriefe und unbrauchbare Papiere nannten, — oder wenn sich in einer Geldbörse nichts vorfand als Kupfergeld, sogenanntes „Elend".

(Fortsetzung folgt.)

Bullareck und der Vorhang.

Eine kriminalistische Sache von Walter Roderich.

Bullareck erwacht, Bullareck richtet sich auf, Bullareck fühlt einen Schreck. Er horcht, er schaut um sich, er greift schon an die Bettdecke, aber er besinnt sich eines Besseren und bleibt vorerst noch auf seinem Lager. Er tut das, um seine Gedanken zu sammeln.

„Ruhe! Nur Ruhe!" redet Bullareck sich zu. „Ich muß ganz ruhig atmen, ich darf nichts überstürzen, ich muß jetzt nachdenken!"

Bullareck holt die Hände unter der Decke hervor und hält die Finger bereit, um die verschiedenen Punkte seines Nachdenkens ordentlich daran zu registrieren. Der Daumen der linken Hand, Punkt Eins: Bullareck stellt fest, daß er am Vorabend gegen zehn Uhr in keineswegs verunnüchtertem Zustand heimgekommen ist. Zeigefinger der linken Hand, Punkt Zwei: Bullareck erkennt an, daß er die Tür vom Flur zu seinem Wohnzimmer ordnungsgemäß doppelt verschlossen hat. Mittelfinger der linken Hand, Punkt Drei: Bullareck erinnert sich, das er eines der Wohnzimmerfenster geöffnet hat, um in frischer Luft zu schlafen, aus demselben Grunde öffnete er auch die Schlafstubentür. Ringfinger der linken Hand, Punkt Vier: Bullareck hat den Vorhang jenes Fensters gänzlich zurückgezogen, um der frischen Luft ungehinderten Zutritt zu verschaffen. Und dieser Vorhang ist eben jetzt vorgezogen, vollkommen dichtgezogen!

Bullareck starrt zum Vorhang hin. Das einfache, weiße Zeug strömt ihm ein unbehagliches Gefühl zu. Bullareck ist durchaus geneigt anzunehmen, daß ein fremder und schlechter Mensch in dem Zimmer war, um neben anderen Taten auch den Vorhang zu schließen. Aber Bullareck ist objektiv, er gestattet sich keine übereilten Schlüsse. Er registriert vorerst nur. Kleiner Finger der linken Hand, Punkt Fünf: Der Vorhang ist vorgezogen! Die Finger der linken Hand sind nun sozusagen besetzt, aber dafür ist der Tatbestand jetzt aufgenommen.

Bullareck arbeitet an den Fingern der rechten Hand, das ist nun sozusagen die Voruntersuchung. Es handelt sich um die Frage: Wer hat den Vorhang vorgezogen? Bullareck geht vom nächstliegenden aus. Kleiner Finger der rechten Hand, Punkt Sechs: Ich selbst habe den Vorhang nicht vorgezogen. Vielmehr habe ich ihn zur Seite gezogen, der frischen Luft wegen. Ringfinger der rechten Hand, Punkt sieben: Ich entsinne mich auch nicht, etwa in der Nacht aufgestanden zu sein, um den Vorhang zuzuziehen. Die Hausschuhe stehen an ihrem gewohntem Platz, im linken Hausschuh bemerke ich ein wenig Zigarettenasche. Diese Asche rührt von meiner Gutenachtzigarette her. Ich hatte zehn Zigaretten als ich heimkam, jetzt habe ich nur noch neun. Da außer der Gutenachtzigarette keine aus der Packung fehlt, habe ich nicht etwa im Schlafe geraucht. Folglich habe ich auch die Hausschuhe nicht benutzt. Folglich bin ich in der Nacht nicht aufgestanden, wenigstens nicht, um in Hausschuhen an das Fenster zu gehen.

Mittelfinger der rechten Hand, Punkt Acht: Bin ich, Bullareck, aber vielleicht ohne die Hausschuhe, im Halbschlaf, ohne Registrierung durch mein Gedächtnis aufgestanden, um den Vorhang zu schließen? Nein, denn erstens wüßte ich das noch, zweitens wüßte ich keinen Grund dazu, drittens wüßte ich nicht, daß ich jemals eine Nacht nicht durchgeschlafen hätte. Zeigefinger der rechten Hand, Punkt Neun: Wer aber hätte überhaupt Grund, den Vorhang zu schließen? Nur einer, der während gewisser Taten nicht von draußen her beobachtet werden will. Aha! Also ein Dieb, folgert Bullareck und beglückwünscht sich zu der unbeirrt-logischen Art, mit der er die Materie bis zu diesem Punkt durchdacht hat. Er zündet sich eine Zigarette an, er schaut auf die Uhr, er konstatiert, daß er noch eine halbe Stunde Zeit übrig hat, ehe er sich zurechtmachen und in das Bureau gehen muß. In dieser halben Stunde wird er weiter nachdenken.

Daumen der rechten Hand, Punkt Zehn: Wenn offensichtlich ein fremder, von schlechten Absichten geleiteter Mensch im Zimmer war, so muß er der verschlossenen Flurtür Gewalt angetan haben. Da ich diese Tür verschloß und den Schlüssel innen stecken ließ, mußte der Dieb den Schlüssel von außen aus dem Schloß stoßen. Entweder muß der Schlüssel also jetzt auf dem Teppich liegen, während die Tür vielleicht von dem Dieb mit dem Dietrich wieder von außen verschlossen wurde, oder der Dieb hat den Schlüssel von innen wieder in daß Schloß gesteckt und die Tür offengelassen. Vielleicht hat der Dieb aber auch den Schlüssel benutzt, um die Tür von außen zu versperren.

Und erst jetzt erhebt sich Bullareck. Er erhebt sich ruhig und gefaßt, es ist ihm ja gelungen, rein geistig alles durchzudenken, was geschehen ist. Er weiß, wie er die Flurtür antreffen wird. Entweder ist sie offen und der Schlüssel steckt von innen, oder sie ist verschlossen und der Schlüssel liegt inwendig auf dem Boden. Oder Bullareck ist mit seinem eigenen Stubenschlüssel von außen eingesperrt. Bullareck räuspert sich. Bullareck tut die drei Schritte bis zur Zwischentür zwischen Schlafzimmer und Wohnstube. Bullareck tritt durch diese Tür, sieht zur Flurtür. Der Schlüssel steckt inwendig!

Aber seine halbe Stunde ist jetzt um. Bullareck vertagt den Fall. Er rasiert sich, er wäscht sich, er kleidet sich an, er geht zu seiner Wirtin, um zu frühstücken. Er wird den rätselhaften Zusammenhang im Bureau noch einmal überdenken.

Die Wirtin hat offensichtlich verschlafen. Sie schaut Bullareck aus ungewaschenen Augen erstaunt, verdächtig erstaunt an. Sie hastet ein wenig, Bullarecks Frühstück zu bereiten. Sie ist nervös und in jenem Zustand, in dem man sich von jeder Fliege an der Wand geärgert fühlt. „Zum Teufel mit diesem Ostwind!" ruft sie zum Beispiel. „Zum Teufel mit diesem Ostwind und unverschnürten Gardinen, sechsmal zieht man sie zurück und siebenmal pustet dieser unleidliche Wind sie wieder vor! Sehen Sie nur, Herr Bullareck!"

Und Bullareck mußte zusehen, wie der Wind das macht. Der Wind pustet in den zusammengezogenen Vorhang und bauscht ihn unten auf, dadurch geraten die Vorhangringe an der Gardinenstange ins Gleiten, sie gleiten ruckweise, entfalten dadurch den Vorhang, der Wind kann breiter hineingreifen, die Ringe gleiten schneller, bald wird der Vorhang vollends vor das Fenster gezogen sein.

„Und warum stehen sie so früh auf, Herr Bullareck?" stört die Wirtin Bullarecks teils kriminalistische, teils aerodynamische Betrachtung. „Haben sie vergessen, das wir heute Sonntag haben?"

Und Bullareck lügt, das Wetter habe ihn zu einem Spaziergang verlockt. Er werde also jetzt spazieren gehn. Er steht auf, um seinen Mantel zu holen. Der Mantel ist in seiner Schlafstube. Bullareck muß durch sein Wohnzimmer an dem Vorhang vorüber. Aber er würdigt ihn keines Blickes. Wer Bullareck heißt, hat auch Charakter.

Im Krankenhaus.

Skizze von Lotte Kriefer.

Im Flur hängt ein unbestimmter Geruch von Äther, Desinfektionsmitteln, Bohnerwachs, frischer Wäsche und Kernseife. Durch die großen Fenster kommt gedämpft die Stimme der Stadt. Ein wildes Tier ist die Stadt, ein Urweltkoloß, der seine Kinder unter den Füßen zerstampft — unbarmherzig — aber nein, noch in der Unbarmherzigkeit schläft ja die Erbarmung wie eine Erinnerung an die süßeste Blume Gottes. Die Stadt ist anders: Sie ist gleichgültig; und auch der Vergleich mit dem Tier trifft nicht zu. Die Stadt ist eine Maschine, die den, der sich in ihren Rädern fängt, mit eisernem Knirschen zermalmt ...

Ein Geräusch zuckt den Gang entlang. Zwei Feuerwehrmänner erscheinen am unteren Ende. Sie tragen eine Bahre. Mitten auf dem Gang setzen sie sie ab, warten. Der Assistenzarzt kommt mit wehendem Operationsmantel aus dem Wartezimmer, spricht leise mit den Leuten. Die Tür zum Männersaal geht auf. Eine junge Hilfsschwester

kommt heraus, sie trägt ein Tablett mit leeren Bechern. „Wo ist Schwester Marie?" fragt der Arzt.

„Ich weiß nicht", antwortet sie, „vielleicht in der Höhensonne."

„Holen Sie sie — schnell! Neuaufnahme für ihre Station, muß gleich operiert werden. — Beeilen Sie sich!" mahnt er ungeduldig.

Die Schwester geht in die Kabuse, um das Geschirr abzusetzen, zum Abwaschen wird heute keine Zeit bleiben, vielleicht erbarmt sich Spillke, das Allerweltsmädchen.

In der „Höhensonne" findet sie die Oberschwester. Sie hat zwei der skrofulösen Jungen der dritten Station zum Bestrahlen da. Sie tragen alle Schutzbrillen, das und das Bläuliche machten sie ganz fremd. Die Schwester stellt sofort die Lampen ab, als sie hört, daß sie im Operationssaal gebraucht wird. „Passen Sie auf, daß die Jungens sich schnell anzieh'n und wieder nach oben gehen, Christine!" sagt sie. Zwei Minuten später segelt sie mit ihrem steifgestärkten Kattunkleid über den oberen Flur. Der Verunglückte ist auf seiner Bahre schon in das Badezimmer geschoben worden, um zur Operation vorbereitet zu werden. Schwester Marie verschwindet hinter derselben Tür.

Inzwischen ist auch Christine wieder von unten heraufgekommen. Sie beginnt Wärmflaschen für das leere Bett zu füllen, prüft, ob alles bereit ist. Ein paar Leute sitzen in blauweiß gestreiften Lazarettkitteln in der Mitte des Saales an dem einzigen Tisch und spielen Halma. In der Luft hängt der bittere Geruch von Medizin. Die Nachmittagssonne schickt ein paar schräge Strahlen in den Saal. „Wie ein Traum", denkt Christine und fühlt, wie etwas sich in ihr ablöst, aus der Wirklichkeit hinaustritt in das andere Leben. Sie muß daran denken, daß die Sonne jetzt draußen auf den Feldern den Brotduft auskocht, den sie so sehr liebt — ach, es ist wohl die Stunde, da die Schatten unter den Bäumen tiefer und geheimnisvoller werden und die Welt die Stunde der großen Verwandlung erleidet. Irgendwie scheint ihr das Leben hier drinnen aus dem größen Kreis ausgeschlossen — unter anderen Gesetzen.

Sie reißt sich los, geht hinaus. Eben schieben sie die weiß überdeckte Bahre aus dem Badezimmer. Sie sieht in ein Gesicht, das der Schmerz ganz zusammengedrückt hat. Schwester Marie steht daneben, die Pantoponspritze in der Hand. Sie gibt sie Christine. „Halten Sie alles bereit!" sagt sie und verschwindet hinter der Bahre in dem Operationssaal.

Christine geht in die Apothekerkabuse, um die Nadel durchzuspritzen. Sie setzt sich dann auf den Schemel in der Ecke. Sie fühlt sich leer innerlich — wie ausgehöhlt. Sie flüchtet sich selbst hinein in diese Leere — vor dem Mitleid, dem Schmerz der Erbarmung, der sie wieder anfallen will wie ein wildes Tier. Allmählich fühlt sie, wie eine laute Gleichgültigkeit sie zu erfüllen beginnt. „Ja", denkt sie, „so wird es nun werden, wenn ich mich selbst retten will. Ich bin zu weich, sagt Schwester Marie — sie wird wohl recht haben." Die Einsame fühlt, wie eine große Müdigkeit sie ergreift, als sei sie aus einem Sturm in die Stille getreten.

„Schwester", sagt eine Stimme hinter ihr. Sie fährt auf. Hat sie denn geschlafen? Vor ihr steht der Wärter, sie hat ihn nicht kommen hören. Sein Mund ist in schmerzlicher Mißbilligung verzogen, die hohe Schulter scheint bis zu seinen Ohren hinaufzuwachsen. „Schwester", sagt er noch einmal, „es wäre gut, wenn Sie in den Saal gingen — der Bahlke stirbt nämlich."

Christine ist, als schlüge alles Blut in ihre Ohren. „Bahlke stirbt?" wiederholt sie mechanisch, streicht irgend eine Falte aus ihrer Schürze.

„Aber wieso denn?" fragt sie verzweifelt. — „Es ging ihm doch eben noch gar nicht schlechter."

„Sie müssen jetzt bei ihm bleiben", wiederholt der Wärter streng, „Schwester Marie kann nicht abkommen." Sein Buckel scheint hinter ihm aufzuwachsen wie ein Berg von Mühsal.

Christine steht auf, geht mit zögernden Schritten hinüber in den Saal. Es ist dämmerig geworden. Die Betten stehen wie riesige Schachteln an den Wänden. Zwei Männer lehnen sich gegen das eine Fenster, als wollten sie die Nacht, die sich draußen zu breiten beginnt, ausschließen. Aber über ihre Köpfe hinweg dunkelt sie einsam herein.

Aus dem einen Bett kommt stoßender Atem; er sägt die Stille mitten entzwei. Christine tritt heran. In der Dämmerung ist das Gesicht kaum zu erkennen. Die Hände fahren unruhig über die Decke; jetzt fangen sie an, etwas zu zerpflücken, unaufhörlich liegen sie ihrer Arbeit ob. „Soll ich Licht machen, Schwesterchen?" flüstert ihr Spillke zu.

Die Lampe leuchtet auf, die Schatten verlaufen sich aus ihrem Lichtkreis.

Die Hände pflücken weiter — unaufhörlich. Nun tun sich die Augen auf — Höhlen der Angst. Sie bohren sich verzweifelt in Christine, aber sie weicht aus, langsam löst sich der Blick, die Lider sinken darüber. „Wenn doch bloß die Hände aufhörten!" denkt Christine qualvoll. Jetzt sagt der Kranke etwas.

Sie beugt sich vor, um die verwehenden Worte aufzufangen. „Beten", bilden die Lippen mühsam. Eine Falte senkt sich in seine Stirn. Spillke steht an der anderen Seite des Bettes. „Beten Sie für ihn, Schwesterchen!" bittet sie. Sie sinkt neben dem Sterbenden auf die Knie. Schwer falten sich die Hände, sie betet das Vaterunser. Fremd schlägt ihr die Stimme aus dem Saal entgegen.

„Wenn ich nur nicht stecken bleibe!" denkt sie verzweifelt. Sie fühlt, wie die Augen des Sterbenden wieder an ihr hängen. Da erhebt sie den Kopf. Diesmal treffen sich ihre Blicke. Nun ist nichts mehr in ihr als Erbarmung. Warum soll sie sich selbst festhalten? Ganz preisgegeben ist sie dem forschenden saugenden Blick, nun wieder ganz bereit, sich hinzugeben, um dem dort, der nun abscheiden muß, Trost zu werden. Ach, es gab keine Kraft, die sich zurückhielt, alles muß verströmen.

Es ist ganz still in dem großen Saal. Die Leute liegen wie regungslos in ihren Betten. Die Halmaspieler stützen den Kopf in die Hand, als dächten sie über einen besonders schweren Zug nach. „Mehr", murmelte der Kranke, „mehr"

Das Leben schüttelt ihn noch einmal wie eine Faust. Er schreit laut auf, mit einer Kraft, die man ihm schon nicht mehr zugetraut hätte. Christine und Spillke halten ihn. „Beten Sie, Schwesterchen!" murmelt Spillke. Die Mädchenstimme erhebt sich wieder — uralte Worte, aus vergessenen Tiefen auftauchend, getränkt von allem Jammer und aller Überwindung der Welt.

Versteht der Kranke? Es ist, als horche er auf. Langsam löst sich der Krampf, der das Leben war. Schwerer wird der Körper in ihren Armen, streckt sich aus den Verkrümmungen des Schmerzes und der Angst. Mit einem Seufzer erlöst sich die Seele.

Einen Augenblick halten sie ihn noch so, dann legen sie ihn sanft auf die Kissen zurück. Christine drückt ihm die Augen zu. Sie fühlt nichts mehr von dem fassungslosen Entsetzen, das sie zuerst durchjagt hat. Es ist der erste Tote in ihrem Leben. Es ist ihr, als sei sie mit neuer Verpflichtung beladen. Irgendwie erscheint nun auch dies Erfüllung in dem großen Kreis, der alles umschloß.

„Abgehauen zur großen Armee", sagt Spillke rauh und wendet sich fort.

Die Tür geht auf, eine Bahre wird hereingeschoben, Schwester Marie und der Wärter betten ein weißes bewußtloses Bündel auf das leere Bett. — —

Und wieder beginnt der Kampf um das Leben.

Wörterbuch der Neger-Trommelsprache.

Die Negerstämme Innerafrikas bedienen sich zur Nachrichtenübermittlung großer Trommeln, die weithin hörbar sind und nach bestimmten Regeln die „telegraphische" Nachrichtenübermittlung übernehmen. Der französische Gelehrte Maugois, der jahrelang in Innerafrika auf Forschungsreisen war, veröffentlicht jetzt nach seiner Rückkehr ein Wörterbuch, in dem er etwa 500 verschiedene getrommelte Wortzeichen zusammenstellt. Die Übermittlung der getrommelten Nachrichten ist außerordentlich schnell.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.